UNIVERSITY OF ILLINOIS

RECTORATSWECHSEL

AN DER

UNIVERSITÄT LEIPZIG

AM 31. OCTOBER 1891.

I.

REDE DES ABTRETENDEN RECTORS

DR. KARL BINDING:

BERICHT ÜBER DAS STUDIENJAHR 1890/91.

II.

REDE DES ANTRETENDEN RECTORS

DR. JUSTUS HERMANN LIPSIUS:

DIE AUFGABEN DER CLASSISCHEN PHILOLOGIE IN DER GEGENWART.

LEIPZIG 1891,
DRUCK VON ALEXANDER EDELMANN,
UNIVERSITÄTS-BUCHDRUCKER.

1891.

I.

Rede des abtretenden Rectors

Dr. iur. **Karl Binding.**

Hochansehnliche Versammlung!

Wie unter der Decke des Winters der Strom thalab zieht, so geht unter der Hülle der äusseren Ereignisse das geistige Leben einer wissenschaftlichen Anstalt weiter — im Ganzen ruhig, stetig, unaufhaltsam, im Einzelnen nie unbeeinflusst von ihren äusseren Schicksalen. Nicht von jenem, unserem tieferen Leben — nur von diesen habe ich heute in der letzten Stunde meines Ehrenamtes zu berichten.

Das vergangene war für die Universität ein bewegtes Jahr, reich an sie lebhaft berührenden Ereignissen, reich an Arbeit, reich auch leider an schweren Verlusten und den durch sie verursachten Erschütterungen!

In Einem aber glich es seinen Vorgängern: in vollstem Maasse hat auch in diesem Jahre die Universität sich der woltuenden Huld des geliebten Landesherrn, ihres Rector Magnificentissimus erfreuen dürfen.

Dankbar gedenken wir der frohen Tage vom 1.—5. Februar dieses Jahres, in welchen die Majestäten in Leipzig weilten und

Se. Majestät der König — man darf fast sagen: in der uns so lieb gewordenen Gewohnheit — von Hörsaal zu Hörsaal ging um neu gewonnene Lehrer kennen zu lernen und einen von uns hoch verehrten Jubilar persönlich zu ehren.

Mit der Universität wurde aber in diesem Jahre Se. Majestät noch durch ein Band besonderen Wertes verknüpft. Seine beiden erlauchten Neffen, die Herzöge zu Sachsen, Prinz Johann Georg und Prinz Max durfte die Universität ja zu ihren Kommilitonen zählen. Von den beiden Königlichen Hoheiten wird der ältere Bruder zu unserer hohen Freude noch im Verbande der Hochschule verbleiben; Prinz Max aber ist seit dem 7. August aus unserer Mitte geschieden. Der Prinz hat am 26. Oktober in Anwesenheit Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Georg und seines Gefolges, sowie des Herrn Staatsministers Dr. von Gerber vor der versammelten Juristen-Fakultät mündlich seine Doktorprüfung mit Auszeichnung bestanden. Es ist dieser Fall der Erste, dass ein Prinz des Königlichen Hauses darauf gedrungen hat den Ernst seiner Studien durch Ablegung einer Prüfung vor den berufensten Zeugen dokumentiren zu können. Die Universität weiss diesen Entschluss, der den Prinzen ebenso ehrt wie sie selbst, voll zu würdigen, und ihre Liebe und ihre besten Segenswünsche folgen dem jungen Doktor Königlichen Blutes auf seinem künftigen Lebensweg nach.

Des Königs Huld haben wir aber nicht nur in den Tagen Höchstseiner Anwesenheit verspürt. Während des ganzen Jahres hat die Universität in allen grossen ihre Zukunft tief berührenden Fragen und ebenso bei Anlässen minderer Bedeutung Seitens der Königlichen Regierung ein Entgegenkommen, eine Fürsorge und Förderung erfahren, wie sie erfreulicher nicht erwartet werden konnten. So sind wir voll Dankes gegen Seine Majestät und Sr. Majestät Regierung!

Ihr danken wir auch das schöne Fest, unter dessen Eindruck wir noch Alle stehen: die am 24. Oktober vollzogene Einweihung der durch Baurat Rossbach entworfenen, durch ihn und

seine wackeren Helfer errichteten prachtvollen Universitätsbibliothek. Der Veranstalter dieses Festes ist Niemand anders als S. Excellenz Herr Staatsminister von Gerber gewesen, der dasselbe auch persönlich geleitet hat.

Im festlich geschmückten Parterresaal des neuen Hauses übergab der Herr Minister dasselbe feierlich seiner Bestimmung. Namens der Universität dankte der Rektor für das kostbare Geschenk des Landes. Er verkündete den Beschluss des Senats, dass diese Bibliothek zu Ehren des weisen Fürsten, auf dessen Initiative der Bau wesentlich zurückzuführen, Bibliotheca Albertina genannt werden soll — ein Beschluss, der die Allerhöchste Genehmigung gefunden hat; er übergab Namens des Senates die von Schilling so trefflich hergestellte Marmorbüste des Herrn Ministers von Gerber als Zeichen des höchsten Dankes der Hochschule an die Bibliothek. An die Festrede des Herrn Oberbibliothekar, Geheimer Hofrat Dr. Krehl, schloss sich ein Rundgang durch die ebenso prachtvoll ausgestatteten als zweckmässig eingerichteten Räume. Möchte die Bibliotheca Albertina, wie sie eine der schönsten Bibliotheken ist, mehr und mehr aufsteigen auch zu Einer der vollständigsten und förderlichsten Büchereien!

Man könnte die Einweihung der neuen Bibliothek nicht nur den symbolischen, sondern auch den tatsächlichen Abschluss einer grossen Bauperiode der Universität nennen, wenn ihr nicht die zu Anfang des nächsten Sommersemesters stattfindende Einweihung des gynäkologischen Institutes diese Bedeutung nähme.

Ist erst dieses Institut bezogen, dann hat die Zeit der grossen Anstalts-Errichtungen auch tatsächlich ihr Ende erreicht.

Dieses Ende der Sorge für die einzelnen Zweige wissenschaftlicher Tätigkeit bedeutet den Anfang einer grossen Arbeit für die Gesamt-Universität.

Und über diese wie über die andern grösseren Arbeiten des letzten Jahres lassen Sie mich jetzt kurz berichten!

In den drei Jahrzehnten, in welchen Dank der Fürsorge der Regierung und der Munificenz des Landes ein grosses Universitäts-Institut nach dem andern in die Höhe stieg, hat die Universität selbst — bescheiden zurücktretend — in ihren völlig unzulänglich gewordenen Räumen still auf den Tag ihrer eigenen baulichen Auferstehung gewartet.

Die Morgenröte dieses Tages brach mit dem letzten Drittel des Jahres 1890 an. Das Rentamt der Universität hatte — natürlich nicht ohne Vorwissen und Billigung des hohen Ministeriums — die Initiative ergriffen. Durch Verordnung vom 4. September 1890 forderte das hohe Ministerium den akademischen Senat auf, zu den Vorschlägen des Rentamtes Stellung zu nehmen.

So waren gleich zu Anfang des neuen Universitätsjahres grosse Pläne zu erwägen, zu erweitern, zu gestalten. Immer klarer trat uns das Notwendige vor Augen.

Fallen muss das alte Bibliotheksgebäude, dessen interessanter Kreuzgang weil von Nässe ganz zerfressen leider nicht erhalten werden kann. Fallen muss dass unschöne Senatsgebäude, das kaum schönere Konvikt und die Reihe der Häuser des Vorder-Paulinums nach der Universitätsstrasse.

Vollständig umzubauen ist das Augusteum, in welchem alle Verwaltungsstellen der Universität konzentrirt werden. In architektonischer Verbindung mit ihm ist ein neues grosses Auditorienhaus zu errichten, zweistöckig, mit einer breiten Südfront, die von der Südecke des Augusteums bis an die Universitätsstrasse läuft, von deren Mitte ein Flügel parallel dem Augusteum nach der Paulinerkirche zu abzweigt, welcher mit seiner nordwestlichen Ecke an die südöstliche des Bornerianum anstösst.

Dies Auditorienhaus, in dessen Mitte ein grosser glasüberdachter Lichthof zum gedeckten Aufenthalt der Studirenden dienen soll, der als mit Centralheizung und elektrischer Beleuchtung versehen zu denken ist, soll 28 Hörsäle einschliessen, deren grösster 420,

deren kleinster 30, deren Gesamtheit 3280 ordentliche Sitzplätze enthalten soll; der Parterre-Raum des Südflügels wird die archäologische Sammlung aufnehmen.

Neu zu errichten ist ferner ein Gebäude an der Universitätsstrasse, das unten nach der Strasse zu grosse Läden aufnehmen, oben aber seine Hauptfront nach dem Hofe des Bornerianum erhalten soll. Denn es wird zusammen mit dem umgebauten Bornerianum zur Aufnahme von Instituten und Seminaren dienen.

Die Pläne zu diesen umfassenden Bauten sind von bewährter Hand im Grundrisse schon länger festgestellt; ganz neuerdings hat dieselbe auch die Pläne zu den grossen Façaden entworfen. So bleibt nur der Wunsch, dass diese kleine Welt, die den abgeschlossenen, dem Getriebe des Tags so viel als möglich abgewandten Schauplatz unsrer künftigen Tätigkeit bilden soll, über Nacht fertig aus dem Boden stiege.

Bis zu ihrer Fertigstellung werden aber noch Jahre verfliessen und manche Hindernisse zu überwinden sein. Eines derselben drohte schon jetzt gradezu verhängnissvoll zu werden.

Ein edles Volk pflegt gern die Stätten wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung. Es ehrt sich in ihnen. Nach diesem Grundsatz hat das Sächsische Volk vertreten durch seine Kammern stets gehandelt, und mit tiefem Danke hat die Universität dies stets empfunden. So durften wir zuversichtlich hoffen, dass die Stände des Landes ihrer Tradition getreu die nicht unbeträchtlichen Mittel zu dem neuen unentbehrlichen Auditorienhause — das Gebäude an der Universitätsstrasse möchte die Universität auf eigne Kosten bauen — bewilligen würden, falls die Finanzlage des Landes ihnen dies möglich erscheinen liesse.

Aber angesichts des Rückganges der Staats-Einnahmen entstanden in vorgerückter Stunde bei der Hohen Landesregierung zuerst Zweifel, ob diese Forderung in den Etat eingestellt werden dürfte, dann die Gewissheit, dass dies nicht zu geschehen hätte. Der so wich-

tige Bau sollte um volle 2 Jahre verschoben werden. Da kam in elfter Stunde die rechte Hülfe — der Senat hat dafür dem Rentmeister der Universität seinen besonderen Dank votirt —, und jetzt dürfen wir wieder hoffen, dass mit Genehmigung der Hohen Stände aber ohne jede Belastung des Etat für diese Etatperiode der Bau im nächsten Sommer beginnen kann.

Aber nicht nur die Pläne für unser künftiges Heim haben uns lebhaft beschäftigt, sondern auch die Umgestaltung eines grossen Teiles unseres Statutar-Rechtes. Seit langer Zeit bedurfte das Statut für die allgemeine Witwen- und Waisenkasse der Universität einer tiefgreifenden Umgestaltung, die in diesem Jahre erfolgt ist. Die Pensionen für einen Teil der Witwen erschienen ganz ungenügend, Waisen-Pensionen fehlten ganz, sofern die Mutter noch am Leben war, die Beitragspflicht der Mitglieder musste gerechterweise fallen, nachdem die gleiche Vergünstigung den Staatsdienern zu Teil geworden war. Leider reichen die Bestände unsrer Kasse zur Bestreitung dieser vermehrten Ausgaben nicht aus: die Reform ist nur mit Hülfe des Staates durchzuführen.

Neben dieser Allgemeinen Pensionskasse soll aber eine neue Kasse: „die Hülfs- und Töchter-Pensions-Kasse“ treten. Sie soll zum Teil aus Stiftungs-Einkünften zum andern Teil aus Beiträgen der Mitglieder gespeist werden, und drei Zwecken dienen: der dauernden Erhöhung der immer noch bescheidenen Witwen- und Waisen-Pensionen, der einmaligen Unterstützung der Angehörigen von Professoren in besonders durch Krankheit derselben hervorgerufenen acuten Notfällen, endlich zu dem Zweck, volljährigen unverheirateten Töchtern und erwerbsunfähigen Söhnen von Professoren eine Pension auf Lebenszeit zu gewähren. Werden auch die Mittel dieser Kasse, also auch ihre Leistungen, zu Anfang nur klein sein, so hoffen wir doch, dass dieselben mit der Zeit sich steigern: denn die Zwecke der neuen Anstalt sind gut, der Teilnahme würdig, und der gute Zweck

ermangelt nur selten der Anziehungskraft auf die Mittel, deren er zu seiner Durchführung bedarf.

Auch das Statut dieser Kasse liegt fertig.

Die Revision der allgemeinen Witwen- und Waisenkasse zog eine solche für das Statut der Pensionskasse für die Unterbeamten notwendig nach sich. Auch sie ist vollendet.

Bei diesen Arbeiten ergab sich, dass das Recht für unsere Universitäts-Beamten überhaupt, besonders aber für die Beamten der Bibliothek bedauerlich unsicher und lückenhaft ist. Es machte sich notwendig dem Universitätsstatut einen neuen Abschnitt zuzufügen über das Recht der Beamten.

Diese vier Statuten haben erfreulicherweise die Genehmigung des hohen Ministeriums, dessen Entgegenkommen auch in diesen für die Universität so wichtigen Angelegenheiten gar nicht genug gerühmt werden kann, schon gefunden.

Drei davon bedürfen aber in einzelnen wichtigen Bestimmungen der ständischen Genehmigung. Wir hoffen zuversichtlich, dass dieselbe den billigen Satzungen gern gewährt werden wird: dann treten am 1. April 1892 diese vier Statuten gleichzeitig in Geltung, das revidierte Statut für die allgemeine Witwen- und Waisen-Kasse zum Segen der Witwen und Waisen, die wir jetzt schon besitzen, mit rückwirkender Kraft.

Dass die Pläne des Neubaues so weit gediehen, ist zum grossen Teil, dass die Statuten fertig gestellt sind, ist fast ganz das Verdienst des akademischen Senates. Es drängt mich in dieser Stunde und an diesem Orte dem hohen Senate für seine mühevolle Tätigkeit meinen tiefsten Dank zu sagen und meiner Freude über seine Einmütigkeit Ausdruck zu geben. Waren doch unsere Beschlüsse fast alle einstimmig gefasst! Die schöne Zeit des Zusammenwirkens mit den verehrten Kollegen zum Wohle unsrer geliebten alma mater wird mir unvergesslich sein.

Ich wende mich nun zu der Bewegung in dem Kreise unserer

Lehrer. Stark hat der Tod unsere Reihen gelichtet. In der Nacht vom 23. zum 24. November vorigen Jahres entriss er uns als Ersten den Geh. Medicinalrat Professor Dr. Ernst Adolf Coccius, einen edlen liebenswürdigen Mann, mit Leipzig wie nur Wenige von uns verwachsen. Am 19. September 1825 zu Knautheim geboren besuchte er in Leipzig Gymnasium und Hochschule. Hier übernahm er nach absolvirten grösseren Reisen 1849 die Stelle eines Hausarztes an der Heilanstalt für arme Augenkranke, und habilitirte er sich im Winter 1850/51 als Docent der Augenheilkunde, um 40 Jahre lang unserer Universität treu zu bleiben. Im Jahre 1857 wurde er zum Extraordinarius befördert, 1867 zum Ordinarius, und in demselben Jahre übernahm er nach Ruetes Tod die Leitung der Augenheilanstalt hiesiger Stadt.

Coccius war nicht nur ein vielgesuchter Augenarzt von grossem Rufe, sondern auch ein von seinen Schülern hochgeehrter Lehrer und ein ideenreicher Forscher. Seine bedeutendsten Arbeiten liegen im Bereiche der physikalisch- und physiologisch-optischen Untersuchungen.

Am 27. Dezember vorigen Jahres starb hochbetagt in seinem achtzigsten Lebensjahre der ausserordentliche Professor der Rechte Woldemar von Frege, nachdem er tatsächlich schon seit langer Zeit aus dem Kreise der Lehrer unserer Hochschule geschieden war.

Ein wahrhaft tragisches Geschick entriss uns am 8. Januar 1891 zu Charlottenburg den Privatdozenten für allgemeine Sprachwissenschaft Dr. Friedrich Techmer — einen kraft seiner gründlichen naturwissenschaftlichen Bildung um die Laut-Physiologie sehr verdienten Forscher.

Ihm folgte am 28. Januar der emeritirte ordentliche Honorar-Professor Dr. phil. Wilhelm Knop, geboren am 23. Juni 1817 zu Altenau am Harz. Nachdem er Assistent von Wöhler in Göttingen, Gmelin in Heidelberg und Erdmann zu Leipzig gewesen war, habilitirte er sich hier 1853 als Docent der Chemie, wurde 1856 Vorstand der ersten deutschen landwirtschaftlichen Versuchs-Station

in Möckern, Ende 1861 ausserordentlicher Professor für Agrikultur-Chemie zu Leipzig, 1870 ordentlicher Honorar-Professor daselbst. Der liebenswürdige Gelehrte hat sich besonders durch seine Forschungen über die Pflanzen-Ernährung und die Natur des Ackerbodens ausgezeichnet.

Am 30. März starb nach langer Krankheit der ordentliche Professor der Botanik Geh. Hofrat Dr. August Schenk. Im Jahre 1815 in Hallein geboren, studirte er wesentlich in München, wo er sich auch 1837 habilitirte. Von dort 1848 als ausserordentlicher Professor nach Würzburg berufen wurde er dort 1850 zum ordentlichen Professor ernannt. Er folgte 1868 dem Rufe nach Leipzig. Schenk war ein Mann von grosser wissenschaftlicher Energie, die auch später seine schwere langwierige schmerzhafte Krankheit nicht brechen konnte. Noch auf dem Krankenlager vollendete er ein grosses zusammenfassendes Werk über die Flora der Vorwelt, wie denn die fossilen Pflanzen seit 1858 das vornehmste Gebiet seiner Studien gebildet hatten. Unter Schenks Leitung vollzog sich die Verlegung des alten und die Gründung des neuen botanischen Gartens, sowie die Erbauung des neuen grossen botanischen Institutes.

Die nun folgenden fünf Monate raubten einer einzigen Sektion der philosophischen Fakultät drei ihrer ersten Koryphäen: am 31. Mai 1891 starb Anton Springer, am 18. August Georg Voigt, in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober Friedrich Zarncke — drei vornehme hochgestimmte Naturen, Alle grossherzig, dem Kleinen und Gemeinen abhold. Der Älteste von ihnen, Friedrich Zarncke, war am 7. Juli 1825 als Sohn des feingebildeten Pastors zu Zahrenstorf in Mecklenburg geboren, der genau um eine Woche jüngere Anton Springer kam als Sohn eines Klosterbräuers in Prag zur Welt, Georg Voigt ist am 5. April 1827 als Sohn des berühmten Historikers in Königsberg geboren.

Alle drei sind deutsche Männer der edelsten Art gewesen, auch Springer. In seiner reizvollen Selbstbiographie, die uns nächstens

im Druck geschenkt werden wird, sagt er zu Anfang von sich: „Als Österreicher bin ich geboren, als guter Deutscher beschliesse ich mein Leben; als Katholik bin ich getauft, als ehrlicher Protestant — sterbe ich; eine slavische Mundart war meine Muttersprache, in der Geschichte der deutschen Wissenschaft hoffe ich ein kleines Plätzchen mir erobert zu haben.“ Was Zarncke und Voigt durch Geburt waren, das ist Springer durch Wahl geworden. Und er hat es nicht leicht gehabt dies zu werden. Not und Entbehrung, heisser und langdauernder Kampf, viel Hass und Verleumdung sind ihm auf seinem Wege zu diesem Ziele nicht erspart geblieben.

Allen drei Männern ist die gleiche Weite des wissenschaftlichen Blickes eigentümlich gewesen, die sich bei allen dreien mit der grössten Akribie der Detailforschung verband.

War Zarnckes Spezialgebiet die Literatur der mittelhochdeutschen Periode und der Reformationszeit, so pflegte er doch nicht minder die Universitätsgeschichte, besonders die Geschichte der Universität Leipzig, deren bester Kenner er neben Georg Voigt war, und ebenso war er ein Meister der Goetheforschung. Daneben beherrschte er die Literaturgeschichte aller Kulturvölker. Er verstand aber die wissenschaftliche Bewegung überhaupt. Mit ebenso grossem Mut wie Geschick organisirte er 1850 in dem „Literarischen Centralblatt“ das erste Organ einer fortlaufenden Gesamtkritik über dieselbe, und über 40 Jahre lang ist er der verantwortliche Herausgeber dieses Blattes geblieben. Die Historiker Springer und Voigt gehörten noch zu den Geschichtsforschern grossen Stils, die uns nicht verloren gehen dürfen, welche Mut und Kraft haben das Buch der Weltgeschichte zu lesen, wo sie es aufschlagen. Voigt hatte — wie sein Freund Zarncke an Voigts Sarg sagte, — besonders „jene gewaltige Zeit gepackt, in der die Mächte des Mittelalters mit dem neubelebten Geiste der alten Kulturwelt den Kampf zu bestehen hatten — die Geburtsstunde des modernen Geisteslebens“. Daneben las er mit Vorliebe über alte Geschichte.

Anton Springer aber hat nicht nur die Geschichte Österreichs im 19. Jahrhundert und Dahlmanns Biographie geschrieben, sondern er war schon lange vorher der Schöpfer einer exakten Kunstgeschichte geworden, deren ganzer Verlauf klar vor seinen Augen stand, die er mit zahlreichen trefflichen Abhandlungen und mit den monumentalen Werken über Rafael und Michelangelo und über seinen grossen deutschen Liebling Albrecht Dürer beschenkt, der er auch die Vertretung an deutschen Hochschulen erobert hat.

War Georg Voigt mehr eine reine Gelehrtennatur feinster liebenswürdigster Art, so haben Zarncke wie Springer auch fest in das praktische Leben eingegriffen, Springer vorzugsweise als politischer Kämpfer und zwar der Hauptsache nach vor seiner Leipziger Zeit, Zarncke trotz seines deutschen Herzens und seines warmen politischen Interesses mehr am Leben seiner lieben Stadt Leipzig und seiner noch mehr geliebten Universität beteiligt.

In grosser schwerer Zeit stand er an ihrer Spitze als ihr unvergesslicher Rektor, er war in den Ferien sozusagen ihr Prorektor perpetuns, er war der Kenner und der Hüter ihrer Tradition, der Vertrauensmann Aller Kollegen, ihr treuer williger Helfer!

Voigts Vorträge waren eben so fein in der Anlage wie im Ausdruck, die Zarnckes lebhaft und ungemein anregend, Springer war ein Redner von Gottes Gnaden, geistvoll, feurig, packend, überwältigend.

Sie waren unser: Zarncke schon seit 1852, in welchem Jahre er sich hier habilitirte, Voigt seit 1866, Springer seit 1873! Noch wissen wir nicht ihren Verlust zu tragen!

Diesen Verlusten durch den Tod schliessen sich die Andern an, welche die Universität durch Berufungen von Mitgliedern nach Aussen erlitten hat.

Von den ordentlichen Professoren ist nun Geh. Hofrat Dr. Lujo Brentano — und zwar nur aus Gründen familiärer Natur — einem Rufe nach München gefolgt.

Von den ausserordentlichen Professoren sind berufen Professor Dr. Richard Schmidt als ordentlicher Professor der Rechte nach Freiburg im Breisgau, der Professor der Chemie Dr. Ernst Beckmann als ausserordentlicher Professor nach Giessen.

Von den Privatdocenten ist Dr. Lotz als ausserordentlicher Professor der National-Oekonomie nach München gegangen, Dr. Wenzel hat auf seine venia legendi für Sanskrit verzichtet, Dr. Schirmer, Docent für die Englische Sprache, ist an die Universität Zürich übergesiedelt.

Diesen Verlusten steht ein reichlicher Zuwachs an neuen Kräften gegenüber.

Herzlich begrüssen wir zuvörderst die vier Neuberufenen! Am 22. Dez. 1890 wurde der Professor Dr. Adolf Birch-Hirschfeld in Giessen an Stelle des verstorbenen Dr. Adolf Ebert zum ordentlichen Professor der Romanischen Sprachen an hiesiger Universität ernannt. An Stelle des erkrankten Geh. Rat Voigt wurde unter dem 27. Dez. 1890 der Professor Dr. Karl Lamprecht in Marburg zum ordentlichen Professor der Geschichte an der Universität Leipzig ernannt. Zu Coccius Nachfolger ist am 27. Januar 1891 der bisherige ordentliche Professor der Augenheilkunde zu Prag, Dr. Hubert Sattler ernannt worden, zum Nachfolger Brentanos unter dem $\frac{26.\text{ Juni}}{1.\text{ Juli}}$ l. J. der bisherige ordentliche Professor der Nationaloekonomie zu Wien Dr. von Miaskowski.

Möchten sich die verehrten Herrn Kollegen bei uns bald heimisch fühlen und an unsrer Hochschule heimisch bleiben!

Als Privatdocenten haben sich habilitirt in der Juristenfakultät Dr. Karl Eugen Rieker aus Urach, in der medizinischen Facultät die Doktoren Karl Werner Spalteholz, Wilhelm His, Ernst Romberg, Franz Windscheid, Karl Hess, in der philosophischen Fakultät die Doktoren Hermann Hucho für Landwirtschaft, Gerhard von Schulze-Gaevernitz für National-Oekonomie, Heinrich Schurtz für Geographie, Theodor des

Coudres für Physik, Hermann Hirt für Indogermanische Sprachwissenschaft, Max le Blanc für Chemie, Georg Scheffers für Mathematik.

Dieser jungen Gelehrten freuen wir uns und wir wünschen ihnen den besten Erfolg!

Innerhalb unsres Lehrkörpers sind im Laufe dieses Jahres befördert worden der ausserordentliche Professor der Theologie Lic. theol. Dr. phil. Caspar René Gregory zum ordentlichen Honorar-Professor, in der medizinischen Fakultät die Privatdocenten Dr. Julius Schröter, Dr. Max Sänger und Dr. Theodor Kölliker zu ausserordentlichen Professoren, desgleichen in der philosophischen Fakultät die Doktoren Johannes Felix und Walter Koenig.

Auch in diesem Jahre hatte die Universität Anlass zu froher Teilnahme an Ereignissen ausserhalb derselben und fühlten ihre Fakultäten sich gedrungen grosse Verdienste in akademischer Weise zu ehren.

Als die das ganze Land zu heller Freude stimmende Kunde von der Verlobung Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich August — unsres erlauchten früheren Kommilitonen — mit der Erzherzogin Louise Antoinette Maria von Toscana an uns gelangte, hat die Universität den Prinzen telegraphisch von ganzem Herzen beglückwünscht und der Prinz dankte der alma mater aufs Freundlichste von Lindau aus.

Am 10. Nov. vorigen Jahres überbrachte der Rector in Begleitung des Ordinarius und des Decans der Juristenfakultät, der Doktoren Windscheid und Wach, sowie des Geh. Rats Dr. Kuntze dem ehrwürdigen, der Universität stets so überaus wolwollenden ersten Präsidenten des Reichsgerichts Dr. von Simson Excellenz die herzlichsten Glückwünsche der Universität zu seinem 80. Geburtstage. Mit grossem Bedauern haben wir inzwischen den edlen Mann aus unsrer Mitte scheiden sehen, aber wir leben der Hoffnung, dass das gute Verhältniss zwischen dem ersten Gerichte des Reichs

und unsrer Universität ein durchaus freundnachbarliches bleiben werde!

In den Pfingsttagen dieses Jahres feierte die jüngste Universität der Welt, die Universität Lausanne, ihr Geburtsfest. Bei dieser überaus gelungenen Feier an den schönen Ufern des Genfer Sees war die Universität Leipzig durch ihren Rektor und durch den Dekan der philosophischen Fakultät, Professor Ratzel, vertreten. Die Aufnahme der deutschen Deputationen überhaupt und der Leipziger Deputation insbesondere war die denkbar aufmerksamste.

Die Universitäten sind in der glücklichen Lage durch ihre Fakultäten einen besonderen Verdienstorden verleihen zu können: den doctor honoris causa. Diesen doktor honoris causa hat im verflossenen Jahr verliehen

die theologische Fakultät: Sr. Excellenz dem Herrn Staatsminister Hermann von Nostiz-Wallwitz zu Dresden, dem Pastor Wilhelm Walter in Cuxhaven, Sr. Excellenz dem Herrn Präsidenten des Evangel.-Lutherischen Landeskonsistorium Dietrich von Berlepsch in Dresden;

die medizinische Fakultät: dem Wundarzt und Geburtshelfer Friedrich Wilhelm Bernhart in Oschatz.

Auch in diesem Jahre hat die Universität für grossmütig ihr zugewandte Stiftungen zu danken.

Unser unvergesslicher Kollege Dr. Franz Delitzsch hat seiner geliebten theologischen Fakultät 8200 M. vermacht zur Begründung zweier Stipendien für arme Theologen hiesiger Universität.

Ferner ist der theologischen Fakultät seitens des Erben des Prof. Dr. Hölemann, des Anstaltsgeistlichen Pastor Taubert zu Zwickau in Ausführung eines Wunsches des Verstorbenen dessen Haus im Wert von 25000 M. zugewendet worden; die Erträgnisse des Hauses sind gleichfalls für Studirende der Theologie an hiesiger Universität zu verwenden.

Gedenke ich endlich der Körperschaft, für welche die Univer-

sitäten alle da sind, der Studentenschaft, so kann ich Erfreuliches berichten. Die Frequenz war günstig. Sie belief sich im vorigen Wintersemester auf 3458 gegen 3453 im Winter 1889/90; im vorigen Sommersemester auf 3242, nämlich 1635 Sachsen und 1607 Nicht-Sachsen, gegen 3177 im Sommer 1890.

Vom 1. Juni bis 30. Oktober 1891 haben die Universität verlassen 624 Studirende, in derselben Zeit wurden immatrikulirt 767 Studirende. Dies ergiebt für den heutigen Tag einen Bestand von 3385 Studirenden gegen 3359 am 30. Oktober 1890.

Leider haben wir im Laufe des lezten Jahres zehn Studirende durch den Tod verloren und somit reiche Hoffnungen begraben müssen.

Die Führung unserer Studentenschaft war guter Tradition entsprechend. Einzelne bedauerliche Abweichungen bin ich nicht geneigt nach neuer Sitte auf eine Kollektivschuld der Gesamtheit zurückzuführen. Ganz besonders hatte der Rektor Grund sich des festen Vertrauens zu erfreuen, das in Leipzig seit langer Zeit von der Studentenschaft ihren Lehrern geschenkt wird. Was ich im Interesse unsrer Studentenschaft bedaure, ist der Mangel einer Gesamt-Organisation. Zwar hat die Studentenschaft einmütig auf zwei allgemeinen Komersen den 18. Januar gefeiert, aber in Lausanne beispielsweise fehlte leider die offizielle Vertretung der Leipziger Studentenschaft, und den Grund dieser Abwesenheit konnten wir den dortigen Herrn nur schwer deutlich machen. Nachdem unser Vaterland politisch Eins geworden ist, nachdem Sie, deutsche Kommilitonen, Alle berufen sind durch die Reihen desselben Heeres zu gehen, ist jener Mangel ein Anachronismus geworden! Streifen Sie ihn nach guten Vorbildern ab!

II.

Rede des antretenden Rectors

Dr. phil. **Justus Hermann Lipsius.**

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn nach der guten Sitte unserer Hochschule der neuantretende Rector sich einzuführen hat durch einen Vortrag über eine wissenschaftliche Frage, welche ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen darf, so ist für mich besondere Veranlassung gegeben mit der Wahl des Gegenstandes, für den ich auf kurze Zeit Ihre Aufmerksamkeit mir erbitte, in den Mittelpunkt meiner Wissenschaft hineinzugreifen. Zum zweiten Male in drei Jahren, in welchen dem Herkommen gemäss ein Mitglied der philosophischen Facultät an die Spitze der Universität zu berufen war, ist die Wahl der Universitätsversammlung auf einen Vertreter der classischen Philologie gefallen, und wenn ich auch nicht glaube meine Wahl ausschliesslich oder auch nur vorzugsweise der Wissenschaft zu verdanken, deren Lehre mir im Verein mit zwei hochgeehrten Collegen übertragen ist, so darf ich in ihr doch den unzweideutigen Ausdruck der Werthschätzung erkennen, welche diese Wissenschaft im Kreise unserer Hochschule geniesst und deren sich zu freuen sie volle Ursache hat. Denn in höherem Grade, als irgend eine andere akademische Disciplin, sieht die classische Philologie sich einer schiefen oder geradezu verkehrten Beurtheilung, einer Verkennung ihrer Ziele und Aufgaben ausgesetzt, an welcher gerade der Umstand einen wesentlichen Antheil hat, dass ihre Thätigkeit demselben

Gebiete zugewandt ist, welchem die auf die Universität vorbereitenden Lehranstalten ihren vornehmsten Unterrichtsstoff entnehmen. Die Aufgaben der classischen Philologie in der Gegenwart denke ich darum einer raschen Betrachtung zu unterwerfen, die ohne Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit oder auf Neuheit der Gesichtspunkte vornehmlich solche Seiten unserer Thätigkeit in helleres Licht zu stellen bezweckt, an welche Vorurtheil und Missverständniss am leichtesten ansetzt.

Der gefeiertste philologische Lehrer, den unser Jahrhundert gesehn, in dem unsere Hochschule über ein volles Menschenalter ihre glänzendste Zierde verehrt hat, G. Hermann hat in Theorie und Praxis die Ueberzeugung vertreten, welche mehr oder weniger bewusst die wissenschaftliche Arbeit schon langer Generationen vor ihm bestimmt hatte, und zu der noch heute sich nicht wenige Fachgenossen bekennen, dass das Ziel unserer Wissenschaft aufgehe in allseitigem Verständniss der Denkmale der classischen Litteratur, die Aufgabe des Philologen also in Exegese und der mit ihr unlösbar verschwisterten Kritik beschlossen sei, denen die Kenntniss der Sprache und ihrer Gesetze in gebundener und ungebundener Rede das unerlässliche Rüstzeug liefere. Aber seitdem die Wiedererweckung des classischen Alterthums den Anbruch einer neuen Zeit vorbereitet hat, haben alle Culturvölker in einander ablösendem Wetteifer an der Aufgabe mitgearbeitet, die litterarische Hinterlassenschaft der Griechen und Römer von den Entstellungen zu befreien, welche sie in den langen Jahrhunderten schriftlicher Fortpflanzung durch Schuld der Abschreiber oder durch äussere zerstörende Einflüsse erfahren hat, und ihr Verständniss nach Form und Inhalt sicher zu stellen. Sollte da, so fragt man, die Arbeit von nahezu einem halben Jahrtausend nicht ausgereicht haben, die Aufgabe insoweit zu lösen, dass der jetztlebenden Generation nicht mehr als bescheidene Nacharbeit verblieben wäre?

Solcher Frage gegenüber darf zunächst an die Thatsache erinnert werden, dass gerade im letzten Jahrhundert unser Besitzstand an Denkmalen der antiken Litteratur eine sehr erhebliche Bereicherung erfahren hat. Durch Wiederbelebung ausgetilgter Schrift auf Pergamenten, die zum anderen Male beschrieben waren, sind, um nur Hauptsächlichstes herauszuheben, Ciceros Bücher vom Staate, die jedem Juristen vertrauten Institutionen von Gaius, die für das Zeitalter der Antonine überaus charakteristischen Schriften des Fronto, wenn auch alle mehr oder weniger verkürzt, uns wiedergewonnen worden; aus den erst zum Theil entzifferten Papyrusrollen der in Herculaneum aufgegrabenen Bibliothek sind zahlreiche Lehrschriften der epikureischen Schule zu Tage gefördert, die ihrer vollen Ausbeutung noch immer harren, aus ägyptischen Grabkammern sind von dem geist- und anmuthreichsten Redner des alten Athen, von Hypereides allmählig sechs Reden wiedererstanden und dem Jahre 1891 war das besondere Glück beschieden aus gleicher Quelle in Aristoteles unschätzbarem Buche vom Staate der Athener uns eine überaus reichhaltige Fundgrube sicherer Belehrung über Geschichte und Verfassung dieses einzigen Staatswesens zu erschliessen und gleichzeitig in den Mimiamben des Herodas eine interessante Schöpfung der alexandrinischen Cultur kennen zu lehren, deren poetische Eigenart bis dahin dunkel geblieben war. Ein ausgiebiges Forschungsmaterial ist mit diesen Funden unserer Wissenschaft zugewachsen, und wer weiss, mit welchen weiteren Spenden uns vielleicht schon eine nahe Zukunft überraschen wird.

Aber auch gegenüber der überwiegenden Masse längst bekannter Schriftwerke ist die erste Pflicht unserer Wissenschaft bisher nur zu einem Theile erfüllt, die Pflicht ihren Text soweit möglich genau in der Gestalt wieder herzustellen, die er aus den Händen ihrer Verfasser empfangen hatte. Als man gegen

Ende des funfzehnten Jahrhunderts daran ging die durch den Eifer begeisterter Sammler aufgespeicherten Schätze des antiken Schriftthums in rascher Folge durch die junge Typenkunst weiten Kreisen zugänglich zu machen, da waren es nur zu oft späte und minderwerthige Handschriften, die in die Druckereien wanderten, weil sie dort gar leicht zu Schaden kamen, und nur zu rasch war man wenigstens lateinischen Autoren gegenüber bei der Hand, sowie die ersten Humanisten es bei der Vervielfältigung durch die Schrift geübt, so jetzt bei der Vervielfältigung durch den Druck wirkliche oder vermeintliche Fehler der Ueberlieferung mit mehr oder weniger geschickter Hand zu bessern, um dem Buche den vor allem erstrebten Vorzug leichter Lesbarkeit zu sichern. Der einmal durch den Druck fixirte Text aber bildete für die späterkommenden Ausgaben die bleibende Grundlage, an der man in der Regel nur in Kleinigkeiten besserte. Nur in Ausnahmefällen war man um ausgiebige Heranziehung neuer handschriftlicher Hülfsmittel bemüht, und noch seltener war der Fall, dass man von einer besseren Abschrift den rechten Nutzen zu ziehen verstand, weil man die Handschriften nicht abwog, sondern zählte. So hat bei einer Menge von Autoren eine Textgestaltung in langer Reihe von Ausgaben bis in unser Jahrhundert hinein sich fortgeerbt, die nur ein abgeblasstes oder verwischtes Abbild des Originals darbietet, nicht selten unter dem trügerischen Scheine äusserlicher Glätte. Erst seit dem Vorgang Immanuel Bekkers haben wir es als unerlässliche Pflicht des Kritikers gelernt, die handschriftliche Ueberlieferung seines Schriftstellers in möglichster Vollständigkeit heranzuziehen, das Verhältniss der einzelnen Abschriften zu einander soweit thunlich festzustellen und ihren Werth sorgfältig abzumessen, um damit eine verlässige Grundlage für eine authentische Textgestaltung zu gewinnen, für welche auch die anderweite, indirecte Ueberlieferung gewissenhaft auszubeuten ist. Es bedarf

einer gewaltigen Summe energischer Leistung und der Betheiligung zahlreicher Kräfte, um diese unentbehrliche Arbeit an der Gesammtheit des antiken Schriftthums durchzuführen. Wohl ist die Lösung der Aufgabe erleichtert durch erhöhte Zugänglichkeit der Bibliotheken und allgemeinere Verbreitung der Kunst Handschriften zu lesen, welcher die zu einer besonderen Disciplin ausgebildete Paläographie mit allen Mitteln moderner Reproductionskunst sich dienstbar macht. Aber dennoch ist die Zahl auch vielgelesener Autoren nicht gering, denen die Wohlthat solcher methodischen Kritik noch nicht zu Theil geworden ist. Grossen Gruppen von Schriftstellern gegenüber reichen Kraft und Mittel des Einzelnen überhaupt nicht aus. Hohe Verdienste und nicht allein um unsere Wissenschaft haben sich darum die Akademien von Wien und Berlin erworben durch die grossen Sammlungen der lateinischen Kirchenschriftsteller und der Aristotelescommentare, denen sich bald die älteren Kirchenschriftsteller griechischer Zunge anreihen sollen. Aber dringende Aufgaben warten auch hier noch ihrer Inangriffnahme, am dringendsten wohl die Herstellung eines neuen auf der Höhe heutiger Wissenschaft stehenden Corpus der byzantinischen Geschichtsschreiber, das der Würdigung und Verwerthung einer vielfach unterschätzten Litteratur erst den rechten Boden zu bereiten hat. Vielleicht ist die Hoffnung nicht zu vermessen, dass auch unserer sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften vergönnt sein wird an der Lösung solcher Aufgaben ihren Antheil zu nehmen.

Aber mit dem Geschäfte, das ich eben bezeichnete, ist die Arbeit des Kritikers erst zur leichteren Hälfte gethan. Im glücklichen Falle ist ihm damit gelungen die verlorene Handschrift wieder herzustellen, auf welche die erhaltenen Abschriften seines Autors in grösserem oder geringerem Abstande zurückgehn; aber jene Urhandschrift selbst liegt in den meisten Fällen Jahrhunderte hinter der ersten Niederschrift des Textes zurück, die selbst

wieder bei den ältesten Erzeugnissen der hellenischen Poesie durch weiten Zwischenraum von der Zeit ihrer Entstehung getrennt ist; und wie frühzeitig schon Entstellungen aller Art in die Werke der griechischen Classiker eingedrungen sind, das hat eine Reihe neuerlicher Funde von Papyrus aus dem Anfange unserer Zeitrechnung gelehrt, in denen Partien der verschiedensten Schriftsteller genau mit den gleichen Fehlern behaftet vorliegen, wie in unsern sonstigen um ein Jahrtausend und darüber jüngern Manuscripten. Solche Schäden zu heilen vermag die Kritik nur aus eigenen Mitteln. Aber um den verloren gegangenen Originaltext wiederzugewinnen, müssen genaueste Kenntniss des allgemeinen und individuellen Sprachgebrauchs, eindringendes Verständniss der Gedankengänge, volle Vertrautheit mit den geschichtlichen Voraussetzungen in Einem zusammenwirken, und den schwierigeren Problemen dieser divinatorischen Kritik wird zuletzt nur eine Congenialität mit dem Autor gerecht, die seine Gedanken nachdenkend neu zu erzeugen weiss. Dann aber gelangt sie zu Ergebnissen, deren unumstössliche Sicherheit nicht allein unmittelbar einleuchtet, sondern nicht selten auch vollkommen exact sich beweisen lässt. In dem Nachlass eines griechischen Redners, den ich kürzlich herausgegeben, ist von den paar hundert Stellen, an denen die Hand des Redners nur in den erst von Bekker und mir benutzten Abschriften bewahrt ist, bei der vollen Hälfte das Richtige schon durch den Scharfsinn früherer Kritiker gefunden, bei der Mehrzahl dieser Stellen wieder durch den einen grossen Leipziger Gräcisten des vorigen Jahrhunderts J. J. Reiske, dem die schuldige Dankespflicht durch würdige Publication seiner zerstreuten Hinterlassenschaft erst noch abgetragen werden soll. Nicht überall freilich wird die kritische Thätigkeit von gleichem Gelingen gekrönt; je entstellter die Textüberlieferung, je höher der Gedankenflug, je origineller die Ausdrucksweise eines Schriftstellers ist, desto

weniger wird es auch vereinten Anstrengungen leicht, seinem Werke allenthalben die ursprüngliche Gestalt zurückzugeben. Um die Lücken im Festus auszufüllen, die verderbten Chorgesänge der äschylischen Tragödien wieder lesbar zu machen, dazu bedurfte es eines Joseph Scaliger, eines Gottfried Hermann. Aber der erste Theil der Arbeit lässt sich überall mit mindestens annähernder Sicherheit leisten, dies erste, dass man die Diagnose richtig zu stellen weiss, ob die Ueberlieferung heil ist oder der Heilung bedarf, und nur ein vielfach mit der kritischen Kunst getriebener Missbrauch hat ein scheinbares Recht zu dem Vorurtheil gegeben, als sei sie nichts als ein geistreiches Spiel, ich meine den leider auch heute noch nicht völlig überwundenen Unfug, die alten Texte ohne sichere Diagnose eines Schadens zum Tummelplatze von Conjecturen zu machen, die im besten Falle nur zeigen, was der Autor schreiben konnte, niemals was er geschrieben hat. Aber solchem Uebel muss und kann gesteuert werden durch strenge Schulung in methodischer Arbeit, wie wir sie in unsern philologischen Seminaren üben, und wenn wir dabei lehren bis ins Kleine genau zu sein, wenn die Herausgeber es sich angelegen sein lassen, bis in die Aeusserlichkeiten der Orthographie authentische Texte zu geben, so soll man solches Bemühn nicht der Kleinmeisterei zeihen, oder gar Philologie und Mikrologie als verwandte Begriffe ansehn, solange wir nicht über der Schale den Kern aus dem Auge verlieren, über dem Mittel nicht den Zweck vergessen.

Denn alle Kritik kann nimmermehr Selbstzweck sein, sondern stets nur dem höheren Zwecke dienen, ein Schriftwerk in gesicherter Gestalt zum ungehinderten Verständniss darzubieten. Die Kunst des Verstehens und Erklärens aber ist unendlich wie alle Kunst. Nur für die sprachliche Exegese ist ein Abschluss dahin denkbar, dass durch vollkommenste Vertrautheit mit dem allgemeinen und speciellen Sprachgebrauch jeder Zweifel über

den Wortsinn ausgeschlossen wird. Aber anders ist es schon um die geschichtliche Interpretation bestellt, anders vollends um die höhere Hermeneutik, die man zu eng als die rhetorische oder technische bezeichnet. Anders liest der Knabe seinen Horaz, anders der Mann, und das Gleiche gilt von den Generationen der Völker. Erst die Blüthe der deutschen Litteratur am Ausgang des vorigen Jahrhunderts hat uns ein wahrhaftes Verständniss für die griechische Poesie erschlossen und unsere grossen Dichter haben damit dem classischen Alterthum vollwichtigen Dank erstattet für die tiefgehenden Anregungen, die sie selbst von ihm empfangen. Erst das Wiedererwachen des Interesses am Staate und des geschichtlichen Sinns im deutschen Leben hat uns den rechten Massstab für die Würdigung der antiken Historiker an die Hand gegeben, und erst seitdem wir selbst eine öffentliche Beredsamkeit besitzen, haben wir gelernt die Reden der grossen Meister von Athen und Rom bis in das Detail ihrer Composition hinein zutreffend zu beurtheilen. So verjüngt und vertieft sich mit dem Fortschritte der eigenen Culturentwicklung unser Verständniss der alten Litteratur, und an lohnenden Aufgaben kann es dem Interpreten auf absehbare Zeit um so weniger mangeln, je ausgeprägtere Vorliebe die wissenschaftliche Philologie unserer Tage für die kritische Arbeit bethätigt. Kritische Sammlung des Materials ist ja überhaupt die Signatur, welche die Richtung der Gegenwart auch auf dem Gebiete anderer Geisteswissenschaften bezeichnet, und wenn an dieser Richtung eine gewisse Einseitigkeit nicht zu verkennen ist, so darf sie doch das Verdienst in Anspruch nehmen, den unentbehrlichen Grund zu legen für die weitere Arbeit.

Aber die Auffassung der classischen Philologie, von welcher ich vorhin ausging, darf nicht mehr die unsere sein. Uns ist Philologie die Wissenschaft vom antiken Leben in allen seinen Aeusserungen, wie sie bereits Scaliger vor der Seele gestanden,

wie sie Wolf zuerst mit begrifflicher Schärfe gefasst und Böckh zu der Geschlossenheit eines einheitlichen Systems durchzubilden versucht hat. Glaube und Sitte, Kunst und Wissenschaft des classischen Alterthums suchen wir mit unserer Forschung zu reproduciren, nicht wie G. Hermann wollte, als Hülfsmittel zum Verständniss der litterarischen Denkmale, sondern als Manifestationen des antiken Geistes. Nur durch die stete Beziehung auf dieses ihr eigentliches Ziel gewinnen die philologischen Disciplinen ihre wissenschaftliche Legitimation, nur dadurch haben auch Antiquitäten und Mythologie aufgehört dürre Aggregate todten Stoffs zu sein und sind ebenso wie Kunst- und Litteraturgeschichte zu lebendigen Zweigen an dem einen mächtigen Stamme der Alterthumswissenschaft geworden. Lebendig auch darum, weil ihnen fortwährend frisches Leben zuströmt aus dem täglich sich mehrenden Schatze inschriftlicher und monumentaler Quellen. Die auf Stein und Erz geschriebenen Zeugnisse antiken Lebens haben ja schon Liebhaber des 15. und 16. Jahrhunderts emsig gesammelt, und leider oft genug gefälscht, sodass allein die stadtrömischen Falsificate nach Tausenden zählen. Aber erst die letzten Jahrzehnte haben vereinte Kräfte dazu aufgeboten die Länder der classischen Cultur planmässig auf Inschriften zu durchforschen und den Ertrag dieser Arbeit wohl gesichtet und geordnet in den grossen bändereichen Sammelwerken der Berliner Akademie niederzulegen, deren Abschluss erst in Jahren zu erwarten ist, deren Ausbeutung überall erst begonnen hat. Wohl lässt sich keine Seite des antiken Lebens allein aus den Inschriften zur Darstellung bringen, die vielfach erst durch die litterarische Ueberlieferung an die rechte Stelle gerückt werden. Aber ebenso ist keine Seite dieses Lebens, deren Kenntniss nicht aus ihnen den erheblichsten Gewinn an Anschaulichkeit und Lebendigkeit zu ziehen vermöchte, von den kleinen Aeusserlichkeiten des privaten Daseins bis zu den wichtigsten Fragen

des Staats- und Rechtslebens. Um aus Hunderten charakteristischer Belege nur ein paar einzelne Proben herauszugreifen, die Geschichte der athenischen Finanzen können wir durch eine Reihe von Jahren gerade der Blütezeit Athens mit actenmässiger Genauigkeit aus den in Stein gegrabenen Rechnungen der Schatz- und Controlbehörden verfolgen; die in Spanien zu Tage geförderten Rechtsordnungen der Provinzialstädte Salpensa und Malaca und der Colonie Julia Genetiva lassen uns die werthvollsten Rückschlüsse ziehn auf die Verfassung des alten Rom; von den Mauerresten eines Theaterbaus im kretischen Gortyn ist ein Codex griechischen Privatrechts abgelesen, wie wir ihn für Athen nur mühsam aus litterarischen Zeugnissen reconstruiren, und die Regierungshandlungen des Augustus haben wir aus den Steincopien des authentischen Berichtes kennen gelernt, den der Kaiser selbst wenige Monate vor seinem Ende zur Bewahrung seines Gedächtnisses verfasst hat. Und nicht minder reiche Belehrung strömt unsrer Wissenschaft zu aus der Fülle monumentaler Reste, seitdem zumal auch hier an die Stelle dilettantischen Raubbaus die planvolle Durchforschung der Hauptstätten des antiken Lebens getreten ist, an welcher Deutschland den ruhm- und erfolgreichsten Antheil genommen hat. Der überraschend reichhaltige Ertrag dieser Arbeit kommt wie begreiflich nächst der alten Geographie vor allem der Archäologie zu Gute, die erst durch ihn grosse und wichtige Capitel aus der Geschichte der Sculptur und Baukunst verschiedener Zeiten zu schreiben in den Stand gesetzt ist. Aber auch auf andre, selbst ferner liegende Gebiete unserer Wissenschaft ist manches helle Licht gefallen; wie haben wir z. B. über das Bühnenspiel der Griechen wesentlich klarere Anschauungen gewonnen, seitdem die Reste der Theater von Athen, Epidauros, Megalopolis dem Erdboden entstiegen sind, vermag ich gleich nicht alle die Folgerungen zu theilen, welche die jüngste Forschung aus dem baulichen Befunde gezogen hat. Bei

der Masse des schon aufgehäuften und täglich neu zufliessenden Stoffes ist die Untersuchung noch allenthalben im Flusse, aber überall sind rüstige Arbeiter am Werke, um des gewaltigen Materials sich zu bemächtigen. Unbillig müssen wir darum den Vorwurf nennen, der jüngst gegen die heutige Archäologie erhoben ward, dass sie keine selbständig zusammenfassenden Darstellungen aufzuweisen habe, wie Winckelmanns oder auch O. Müllers bekannte Werke, heute wo selbst die zusammenhängende Bearbeitung der Ausgrabungsergebnisse von Olympia und Pergamon erst begonnen hat. Und in je höhere Vergangenheit die Fundgewinne zurückreichen, desto schwerer sind die entscheidenden Factoren für Beantwortung der sich aufdrängenden Fragen zu beschaffen. Die hochverdienstlichen Ausgrabungen des jüngst geschiedenen Schliemann haben zuerst in Mykene die Trümmer einer Cultur aufgedeckt, die in ihren Burg- und Palastbauten, in ihren Schacht- und Kuppelgräbern und vor allem in dem reichen Inhalt dieser Gräber an mannichfaltigsten Schmuckstücken und bemalten Thongefässen einen ganz eigenartigen Charakter trägt, die wir darum als die mykenische zu bezeichnen fortfahren, auch nachdem ihre Spuren an immer zahlreicheren Stellen der griechischen Küsten und Inseln sich wiedergefunden haben. Ob aber die Träger dieser Cultur, die gegenüber der homerischen Welt sich unfraglich als die ältere darstellt, ein griechisches oder stammfremdes Volk gewesen, darüber schwankt der Streit der Meinungen noch immer hin und her, wenngleich die Anzeichen sich mehren, dass er in ersterem Sinne zu entscheiden sein wird. Aber die Schwierigkeit der Lösung kann nichts deutlicher vor Augen stellen als der Umstand, dass eine Mehrzahl namhafter Gelehrter sich zu der abenteuerlichen Auffassung versteigen konnte, jene alte Cultur gehöre dem erst in der Zeit der Wanderungen zur Macht gelangten Griechen-Stamm der Dorier.

Schon an dem eben berührten Probleme lässt sich abnehmen, wie der Arbeitszuwachs für unsre Wissenschaft nicht lediglich innerhalb ihrer engeren Grenzen gelegen ist. Die unentbehrlichste Ausrüstung des Philologen besteht in der Vertrautheit mit der Sprache, die über eine blos theoretische Kenntniss hinaus sich zum lebendigen Sprachgefühle, zum Sprachbewusstsein zu gestalten hat. Aber seitdem der grosse Gelehrte, dessen hundertjähriger Geburtstag vor wenig Wochen begangen ward, seitdem Franz Bopp gleich in seinem Erstlingswerk den unumstösslichen Nachweis erbracht hat, dass die Verbalflexion des Griechischen und Lateinischen ebenso wie die des Sanskrit und des Deutschen aus dem gemeinsamen Grunde einer indogermanischen Ursprache erwachsen ist, seitdem ist für die wissenschaftliche Grammatik die ausschliessliche Beschränkung auf das Gebiet der beiden classischen Sprachen zur Unmöglichkeit geworden. Nicht allein die Wort- und Formenbildung erhalten ihr volles Licht erst von der Vergleichung der stammverwandten Sprachen, auch die Wortfügungslehre kann dieses Wegweisers nicht mehr entrathen; denn nicht nur die Flexionsformen der Worte, sondern auch die Functionen der Formen liegen in der gemeinsamen Grundsprache vorgebildet. Ein besonderes Verdienst aber hat die vergleichende oder, wie sie mit Recht sich lieber nennt, die indogermanische Sprachwissenschaft sich noch damit erworben, dass sie uns Einblicke eröffnet in die Cultur einer jeder menschlichen Erinnerung weit vorausliegenden Zeit, zu deren Aufhellung die Mittel der sogenannten prähistorischen Forschung in keiner Weise ausreichen. Denn wo für ein Element der Cultur, mag es Wohnung oder Nahrung, Erwerb oder Sitte betreffen, eine allen Indogermanen oder Ariern gemeinsame Bezeichnung sich nachweisen lässt, da ist der Schluss nicht abzuweisen, dass auch die Sache selbst ihr Gemeingut schon in der Zeit vor ihrer Vereinzelung gewesen

ist. Auch für Götterglauben und Cultusgebräuche hat man solchen gemeinsamen Besitz der ganzen Völkerfamilie wahrgenommen und darauf den Bau einer vergleichenden Mythologie gegründet, und aus der weiteren Beobachtung, dass gewisse Grundformen gesellschaftlicher und rechtlicher Ordnung von den alten Indern mit den Griechen und Römern getheilt werden, ist zuletzt eine altarische Rechtsgeschichte hervorgegangen, die von vergleichender Rechtswissenschaft wohl geschieden sein will. Freilich erweist sich die Fundamentirung dieser jüngsten Disciplin bei näherer Prüfung als wenig verlässig und selbst die vergleichende Mythologie ist noch so wenig fest gegründet, dass eine gross angelegte Forschung noch neuerlich es unternehmen konnte, ihre letzten Voraussetzungen zu bestreiten und das Gemeingut, das jene aus gemeinsamer Quelle ableitet, vielmehr auf dem Wege der Uebertragung zu erklären, ähnlich wie frühere übertriebene Vorstellungen von der indogermanischen Cultur eine Einschränkung dadurch erfahren haben, dass mancherlei Gemeinsames sich als Entlehnung herausgestellt hat.

Aber über jeden Zweifel hinausgehoben durch die fortgeschrittene Kenntniss des ausserclassischen Alterthums ist die Thatsache, dass das Griechenthum in Glauben und Sitte, Kunst und Bildung allenthalben anknüpft an die Cultur des Orients. Unwiederbringlich dahin ist der Glaube an die Autochthonie der griechischen Cultur, der noch vor einem Menschenalter den Meisten als unantastbares Dogma gelten durfte. Aber bereits damals war von Böckhs scharfem Blicke der Zusammenhang des griechischen Mass- und Gewichtsystems mit denen des Morgenlands erkannt und jede Erweiterung unsres Wissens von der Knnst und Bildung des Orients hat uns seine Einwirkung auf Griechenland nur weiter verfolgen und schärfer bestimmen lassen, freilich überall auch das Wort des alten Philosophen aufs Neue bestätigt, dass die Hellenen Alles, was sie von den

Barbaren überkommen, erst ihrerseits zur Vollendung gebracht haben.

So steht die classische Philologie in lebhafter Wechselbeziehung mit allen den Wissenschaften, welche die Erforschung der andern Völker der alten Welt sich zum Ziele gesetzt. Und nicht mit diesen allein. Wenn wir die Eigenthümlichkeit der antiken Staatswesen verstehen wollen, müssen wir unsern Sinn geschärft haben durch Vergleichung der späteren Erscheinungsformen des staatlichen Lebens, wenn wir die Werke der griechischen und römischen Kunst richtig würdigen wollen, müssen wir unsern Blick geschult haben an den Kunstgebilden anderer Zeiten und Völker. Und ebensowenig kann die Erforschung der antiken Religion, Litteratur, Wissenschaft sich isoliren von der Betrachtung der Entwickelungen der Folgezeit. Aber hört damit die Alterthumswissenschaft nicht auf eine selbständige Wissenschaft zu sein, ist sie nicht vielmehr in dem grossen Zusammenhang der Geschichtswissenschaft aufgegangen, wie wir heute deren Wesen zu begreifen gelernt haben? So hat in der That vor wenigen Jahren ein angesehener Philolog behauptet mit dem ausdrücklichen Anspruch, damit die gemeinsame Anschauung der meisten Fachgenossen zum Ausdruck gebracht zu haben. Nicht eine Wissenschaft sei die Philologie, sondern nur eine Methode, die grundlegende Methode der geschichtlichen Wissenschaft, weil deren Boden das geschriebene Wort, das festzustellen und zu deuten Beruf des Philologen sei. So würden wir wieder zurückgeführt zu einer Auffassung, die mit der Hermann'schen sich nahe berührte. Aber heisst es nicht einen allzu abstracten Massstab anlegen an den Begriff der Wissenschaft, wenn man sie auf geschichtlichem Gebiete erst mit Erforschung allgemeiner, für die ganze Menschheit gültiger Gesetze beginnen lassen will? Würden die andern historisch erwachsenen Wissenschaften wohl alle vor solchem Massstabe be-

stehn, denen doch Niemand noch das Recht bestritten, sich Wissenschaften zu nennen? Auf wissenschaftliche Einheitlichkeit, meine ich, hat gleichen Anspruch eine doppelte Betrachtungsweise: die eine, die eine einzelne Lebensäusserung des Menschengeistes, sei es Glaube oder Sitte, Kunst oder Litteratur in ihrer zeitlichen Entwickelung durch den Lauf der Jahrhunderte hindurch verfolgt, und die andere, die sich zur Aufgabe macht, zu zeigen, wie ein und dasselbe Volk seine Eigenart auf allen diesen verschiedenen Lebensgebieten zum Ausdruck gebracht hat, und diese letztere Betrachtungsart wird in dem Grade den Vorzug verdienen, je eigenthümlicher der Geist eines Volkes sich entwickelt, je mehr es den verschiedenen Lebensgebieten seine Eigenart aufzuprägen verstanden hat. Die Kunst des Griechenthums in ihrer geschichtlichen Stellung zu beurtheilen sind wir im Stande erst seitdem uns ihr Zusammenhang mit der Kunst des Morgenlandes klar geworden; aber ungleich wichtiger für die Erkenntniss ihres eigensten Wesens als dieser Zusammenhang ist doch der andere, der sie mit dem Volksglauben und der Volkssitte, mit dem Gesammtculturleben der Griechen verbindet, dessen Reproduction das letzte Ziel der Alterthumsforschung darstellt. Und ein Aehnliches gilt auch von den andern Lebensäusserungen der classischen Völker, selbst die Sprache nicht ausgenommen, denn auch bei deren Betrachtung fallen der Standpunkt des Indogermanisten und der des Philologen weder im Principe noch in der Praxis ganz zusammen.

So ist es ein überaus umfassendes Gebiet, das die philologische Wissenschaft der Gegenwart umspannt, und überaus vielgestaltig sind die Aufgaben, die sie zu lösen hat, so mannichfaltig, dass es Jedem verstattet ist das Arbeitsfeld sich auszuwählen, zu dessen Anbau Neigung und Anlage ihn geschickt machen. In der Beschränkung liegt ja die Bedingung für die gedeihliche Thätigkeit des Einzelnen und damit für das Fortschreiten der

gesammten Wissenschaft. Aber eine nicht zu unterschätzende Gefahr birgt diese gebotene Arbeitstheilung in sich, die Gefahr übermässigen Specialistenthums, das das Auge starr gerichtet hält auf die kleine Scholle, die es selbst bebaut, und dem darüber die Fähigkeit verloren geht den Blick in die Weite zu richten, dem der Ueberblick abhanden kommt über das Gesammtgebiet. Und wir wollen uns nicht mit der Erwägung trösten, dass der gleichen Gefahr auch andere Wissenschaften um so leichter verfallen, je reicher sie sich entwickeln. Dringender als an Andere ergeht an die Vertreter der classischen Philologie die Mahnung, vor Allem im akademischen Unterrichte bei der Arbeit im Kleinen nie den Zusammenhang aus dem Auge zu verlieren mit dem grossen Ganzen, weil es die Lehrer zu erziehen gilt für die Anstalten, deren Bezeichnung als humanistische nicht zum leeren Schall werden soll. Wir lächeln über den naiven Enthusiasmus der ersten Humanisten, welche die abgestorbene Welt des Alterthums wieder in das Leben der Gegenwart zurückrufen zu können wähnten; wir theilen auch nicht die einseitige Bewunderung eines Wolf und W. v. Humboldt, die unter dem Beifall unserer grossen Dichter das classische Alterthum priesen als die Verkörperung echter Menschlichkeit; aber wir bekennen uns mit voller Entschiedenheit zu der Ueberzeugung, dass das Studium des Alterthums seine propädeutische Mission auch noch an der Gegenwart zu erfüllen berufen ist, dass es als das wahrhaft humanistische, durch kein anderes zu ersetzende Bildungsmittel darum zu gelten hat, weil es bei gleichmässiger Berücksichtigung der antiken Sprachform und des Gehalts der antiken Litteratur die beste Nahrung bietet für Ausbildung aller Geisteskräfte. Für solche Aufgabe gilt es Lehrer zu erziehen, die mit dem Wissen nicht nur das Können verbinden, ohne das Niemand zum Philologen wird, sondern auch das Wollen, die volle Hingabe an die Grösse des

Alterthums und seine Lehre, damit sie unverrückt das Ziel im Auge behalten und nicht durch Abirren vom rechten Wege den Gegnern ihre besten Waffen in die Hände geben. Lauter als je erheben diese Gegner ihre Stimme, ungestümer als je tobt der Ansturm wider die humanistische Bildung. Zwar hat es, denke ich, keine Gefahr, dass diese Angriffe ihr Ziel erreichen; denn einig nur in der Negation gehn die Widersacher nach den verschiedensten Richtungen auseinander, sobald es die Beantwortung der positiven Frage gilt, was an Stelle der befehdeten Bildung zu setzen sei. Aber in drohende Nähe gerückt ist die andere Gefahr, dass die humanistische Bildung verkümmert werde durch Zugeständnisse ihrer eignen Freunde an die, welche durch keine Concessionen zu versöhnen sind. Soll diese Bildung ihren vollen Segen entfalten, so muss sie zu einem gewissen Ziele gebracht werden; nicht nur in den Vorhof der classischen Litteratur soll die Jugend eintreten, sondern in ihre Meisterwerke soll sie eingeführt werden, die sie ohne einige Herrschaft über die Sprachmittel niemals geniessen kann. Und wenn eine zwanzigjährige Lehrerfahrung mich zu einem Urtheil berechtigt, so kann ich die ernste Besorgniss nicht unterdrücken, dass die Erreichung dieses Ziels schwer gefährdet wird durch weitere Verkürzung des altsprachlichen Unterrichts, und dass man nicht hoffen darf solche Einbusse wett zu machen durch Vervollkommnung der Methode, auf deren Wunderkraft man heute allzu gläubiges Vertrauen zu setzen geneigt ist. Es steht nichts Geringeres auf dem Spiele, als die Bildung der führenden Stände unserer Nation, auf die wir bis hierher stolz sein zu dürfen glaubten, und ich meine, nicht mit Unrecht. Denn wenn wir der Erfolge uns rühmen, die unser Volk auch mit den Waffen des Geistes auf den verschiedensten Lebensgebieten errungen hat, so soll Niemand uns einreden, dass diese Erfolge trotz dieser Bildung, nicht mit ihrer Hülfe gewonnen sind.

3 0112 105480831

Und nun zum Schlusse noch ein besonderes Wort an Sie, meine Herren Commilitonen. Von den Angriffen habe ich eben geredet wider die humanistische Bildung, welche es gilt unserem Volke zu bewahren als ein unschätzbares Gut. Lebhafter als je drohen aber auch die Angriffe gegen das Lebensprincip der deutschen Universitäten, gegen die akademische Lernfreiheit. Die sich mehrenden Stimmen, die diese Freiheit bekämpfen als eine Gefährdung tüchtiger Berufsbildung und ein schrittweise controlirtes Studium begehren nach ausländischem Muster, diese Stimmen verstummen zu machen steht einzig und allein bei der akademischen Jugend. Das auszeichnende Vorrecht ist Ihnen verliehen für Richtung und Mass Ihrer Arbeit nur an das eigene Wollen gebunden zu sein. Aber gross ist die Verantwortung, die auf diesen Vorzug gelegt ist, die Verantwortung vor allem gegen sich selbst, die Verantwortung aber auch gegen die Allgemeinheit, der Sie angehören. Unsre Hochschule steht allenthalben in deutschen Landen in dem guten Rufe, eine Stätte ernster wissenschaftlicher Arbeit zu sein; wahren Sie ihr diesen Ruhmestitel als ein Ihnen anvertrautes kostbares Pfand, um ihn ungemindert den Nachkommenden zu überliefern. Aber die Arbeit will auch in rechtem Sinne gethan sein, nicht in engherziger Beschränkung auf das, was unmittelbaren Nutzen verspricht für den zukünftigen Beruf, sondern im Bewusstsein der Zugehörigkeit zur grossen Gemeinde derer, die zu Hütern bestellt sind über die idealen Güter der Nation. Treue Wacht zu halten über diese Güter, damit sie uns nicht entwunden werden von feindlichen Mächten, das fordert vor allem die Gegenwart, und eindringlich ergeht auch an Sie die Mahnung des Dichters

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben,
Bewahret sie!